

Kupfer-Sammlung

besonders zu

Gute Naturgeschichte und Technologie

aber auch zu jedem andern

Lehrbuch der Naturgeschichte

brauchbar.

22 von
In vier und zwanzig Blättern.

Zur allgemeinen Schulencyklopädie gehörig.

Braunschweig,

im Verlage der Schulbuchhandlung.

Fig. 1. Der Elephant. (Elephas africanus.)

Bisher nahm man alle auf der Erde lebende Elephanten für einerlei Gattung. Jetzt hat sich gefunden, daß die asiatischen von den afrikanischen durch bleibende Merkmale unterscheiden sind, und nun nimmt man zwei Gattungen an. Überreste von Knochen aus der Vorwelt beweisen es, daß ehemals noch eine oder ein Paar andere Elephantengattungen auf unserer Erde gelebt haben müssen, welche durch eine von den großen Revolutionen der Erde zu Grunde gingen. Der berühmte französische Naturforscher Cuvier bestimmt zwei vertilgte, nur noch im Knochengetüse vorhandene Gattungen, den sibirischen und den Ohio-Elephanten.

Die Kennzeichen, wodurch sich das Geschlecht der Elephanten auszeichnet, beruhen auf den großen hervorstehenden Eckzähnen, auf dem langen Rüssel und den runden, in 5 kleine Hufe getheilten Füßen. Von dem asiatischen unterscheidet sich der afrikanische Elephant durch die geringere Größe — man hat ihn noch nie höher, als 12 Fuß hoch gefunden, da der asiatische 16 Fuß und darüber hoch ist — durch die konvexe, zurückgezogene und nach hinten abgeplattete Stirn und die besondere Bildung der Backenzähne. Uebrigens gleichen beide Elephantengattungen einander in Rücksicht der Sitten und Lebensart.

Kein einziges Landthier ist dem Elephanten an Größe gleich. Er hat ungemein große und lange Ohren; aber sehr kleine Augen. Der bewundernswürdige Rüssel ist eigentlich die verlängerte Nase. Seine Länge beträgt 7 bis 8 Fuß; er kann aber bis auf 2 Fuß eingezogen werden. An der Wurzel hält sein Umfang 3 bis 4, am Ende aber nur einen halben Fuß. Dieses merkwürdige Organ besteht ganz aus Häuten, Nerven und Muskeln. Es ist der Sitz des feinsten Gefühls, und dient zugleich dem Thiere statt einer Hand. Es kann damit Geld aufnehmen, Knoten auflösen, Pfeippe aus Flaschen ziehen, Thüren ausschließen &c. Neben dieser Geschicklichkeit besitzt der Elephant in diesem Werkzeuge eine so ungeheure Kraft, daß er einen Ochsen, ja selbst einen bengalischen Tiger damit zu Boden schlägt. Er kann auch eine ziemliche Menge Wasser darin einzulehen und wieder von sich strömen. In der flumpfen Spitze des Rüssels ist eine Vertiefung mit zwei Löchern, welches die Nasenlöcher sind. Uebrigens ist der Elephant allen Theilen seines Körpers nach ein plumpes, ungeschicktes Thier, das seine große Kraft schlecht zu gebrauchen weiß; aber auch in der That bei der ungeheuren Körpermasse verhältnismäßig bei weitem so viel Kraft nicht besitzt, wie der Glob, der Maikäfer, die Schwalbe und andere kleine Thiere. Seine ganze Kraft beträgt ungefähr so viel, wie von 5 bis 6 Pferden. Er ermüdet auch leicht, und legt in einem Tage nicht mehr, als 3 bis 9 deutsche Meilen zurück.

Die Haut des Elephanten ist sehr dick, rauhzig, harrt und nur einzeln mit dicken Borstenhaaren besetzt, die steifer sind, als die Borsten eines wilden Ebers.

Der Schwanz endigt sich mit einem Büschel Stachelhaaren. Im schätzten bis zwanzigsten Jahre ist das Thier völlig ausgewachsen, und seine Lebenszeit scheint sich auf 120 bis 150 Jahre zu erstrecken. — Bisher hat man die Klugheit und den Scherfum des Elephanten so sehr erhoben, daß man, danach zu urtheilen, ihm den Rang über alle Thiere eintümnen mußte. Jetzt haben genauere Beobachtungen erwiesen, daß man übertrieben hat. Wahrscheinlich steht dieser Riese unter den Thieren an Scherfum unter dem Hund. Auch die dem Elephanten nachgerühmte Klugheit und Schamhaftigkeit ist eine Fabel. Die beiden aus Holland nach Paris gebrachten Elephanten hatten in diesem Stücke nicht das mindeste vor den übrigen Thieren voraus, und das Männchen betrug sich zur Brunstzeit sehr schamlos. Von der Fortpflanzung hat man jetzt auch bessere Nachrichten. Meist halten sich die Elephanten paarweise beisammen, und das Männchen begleitet bei der Begattung den Rücken des Weibchens eben so, wie der Hengst und der Stier. Daß sich kein Elephant in der Gefangenschaft begatte, ist irrig. Man hat in den neuesten Zeiten zuverlässige Beweise vom Gegenthell; doch weiß man noch nicht genau, wie lange das Weibchen trägt, hat aber Ursache, 18 Monate für die Zeit der Schwangerschaft anzunehmen. Selten wirst ein Weibchen mehr, als Ein Junges. Dieses saugt 1 bis 2 Monate.

Die afrikanischen Elephanten sind eben so wohl zu zähmen, und zu gleichen Diensten zu gebrauchen, wie die asiatischen. Man weiß aus neuern Berichten, daß in Sennar und andern Ländern von Afrika die Reichen und Großen viel Elephanten halten. Freilich bleibt auch hier die Unterhaltung immer kostbar. Afrika hat unstreitig weit mehr Elephanten als Indien; denn ihr Aufenthalt erstreckt sich fast über jenen ganzen Erdtheil, wenigstens könnten sie in Afrika des Klima's wegen wirklich allenthalben leben. Wo die Einwohner Feuergewehre haben, pflegen sich diese Thiere indes eben so, wie die Löwen, Leoparden, Panther &c. zurückzuziehen — In den Wildnissen halten sich die Elephanten immer in größern oder kleineren Truppen beisammen. In bewohnten Gegenden von Afrika macht man unaufhörlich Jagd auf sie. In Sennar ist diese Jagd sehr einträglich; denn man braucht nicht bloß die großen Eckzähne, welche das Elsenbein geben und einen kostbaren Handelsartikel abwerfen; sondern man ist auch das Fett und das Fleisch sehr gern, und die Haut dient zu Schädeln. Manche Zähne sind 6 bis 7 Fuß lang, und halten am dicken Ende 8 bis 10 Zoll im Durchmesser. Von den größten wiegt oft ein einziger einen Centner, und kommt demnach, wenn ihn europäische Handelsleute kaufen, 100 Thaler und darüber zu stehen.

Wenn man diese Thiere nicht sieht, so thun sie dem Menschen, der ihnen im Walde begegnet, nichts zu Leide. Meist man sie aber, so hat man ihren Zorn sehr zu fürchten, und es kostet Mühe, zu entkommen. Wegen der langen Schritte, die das riesenmäßige Thier nimmt, kostet es den besten Läufer sehr bald

ein. Es töbtet seinen Feind durch Schläge mit dem Rüssel, und tritt ihn mit Fäßen. Der geschickte Afrikaner weiß sich durch behende Seitenwendungen zu retten, die der plumpen Elephant nicht nachmachen kann.

Fig. 2. Das Nashorn oder Rhinoceros.
(*Rhinoceros asiaticus seu unicornis.*)

Auch von dem Nashorn unterscheiden die Naturforscher jetzt zwei Gattungen, das afrikanische oder zweihörnige und das hier abgebildete asiatische oder einhörnige. Das feste, fast kegelförmige, einsame oder doppelte Horn und die dreipaltigen Hufe machen den gemeinschaftlichen Geschlechtscharakter dieser Thiere aus. Das asiatische unterscheidet sich nicht nur durch das einsame Horn von dem afrikanischen Nashorn, sondern auch durch die beiden Vorderzähne in beiden Kinnlappen, die das afrikanische Thier nicht hat. Außerdem liegt auch die Haut bei dem lebteren glatt auf dem Körper an; da sie hingegen bei dem asiatischen in der Gegend des Halses, von den Schultern bis nach den Vorderbeinen herab und auch am Hintertheile in starke Falten sich legt. Uebrigens ist die Haut dieses asiatischen Nashorns ganz kahl, ungemein dick, rauh und höckerig. Der Kopf gleicht einem Schweinekopfe; das 3 bis $3\frac{1}{2}$ Fuß lange, schwarze, glatte Horn, welches auf der Nasenspitze sitzt, besteht aus parallelaufenden, hornartigen Fibern, ist an der einen Hälfte glatt, wie beim Ochsen, an der untern aber rauh wie eine Wurst anzufühlen. Es sitzt nicht im Hirnschädelknochen, sondern ist bloß mittelst einer knorpeligen Masse mit der Nasenhaut verwachsen. Im gewöhnlichen Zustande läßt sich das Horn hin und her schieben; im Zorne aber zieht es das Thier mittelst eines Muskels so an, daß es unbeweglich steht. Dann reißt das Nashorn sehr leicht diese Furchen in die Erde, und schleudert große Steine damit fort. Wie furchterlich es seinen Feind damit zurichten müsse, wenn er sich nicht zu retten im Stande ist, sieht man leicht ein. Die gewöhnliche Größe des Nashorns ist 12 Fuß Länge, 7 bis 8 Fuß Höhe und 12 bis 13 Fuß im Umfange. Es wiegt so schwer, daß 5 Mann ein kleines nicht fortziehen können.

Dummheit ist der Hauptcharakter dieses Thieres. Es hat ein schlechtes Gesicht; Geruch und Gehör aber sind fein. Sein Vaterland sind die dicken, schattigen und sumpfigen Wälder von Bengalen, Siam, Cochinchina, Java, Sumatra und des südlichsten China, wo es sich an den Flüssen aufhält, und sich gern in Sumpfen wälzt. Es streift einsam umher, und lebt von allerlei Gewächsen. Wenn man es nicht sieht, beleidigt es den Menschen selten; gereizt aber rennt es blind und grimmig auf seinen Feind zu. Es läuft schnell, und reißt im Laufe die Erde auf. Durch geschickte Seitenwendungen entgeht man seiner Wuth.

Die Begattung erfolgt ohne Zweifel, wie beim Elephanten, bei Pferden, Kindern usw. Die Jungen sollen sich fähen lassen. Man kann indes dieses Thier zu keinem Geschäfte abrichten, weil es zu plump und ungelehrig ist. Das Fleisch schmeckt wie Schweinesfleisch, und wird von dem asiatischen sowohl, wie vom afrikanischen Thiere gegessen. Aus der dicken Haut macht man Peitschen, Schilder, Panzer, Spazierstücke; aus dem Horns Becher, und das Fett, welches gut schmeckt, dient statt der Butter. Man flingt und erlegt das Nashorn auf man-

cherlei Weise. — Wie von dem Elephanten, so findet man auch von dem Nashorn eine Menge Ueberreste in nördlichen Ländern, wo dieses Thier nun nicht mehr leben könnte. Auf dem Harze, im Gothaischen und anderwärts hat man eine Menge Rhinocerosknochen ausgegraben. In Sibirien entdeckten im Jahre 1771 jakutische Jäger ein ganzes Thier mit Haut und Haaren. Es lag am Ufer des Wiluislasses im beständig gefrorenen Sande. Beim Eisgange hatten die Schollen ein Stück vom steinhart gefrorenen Ufer weggerissen, und dadurch den halben Leib des Thieres entblößt; die andere Hälfte lag noch im Sande. Kopf und Beine sind davon nach St. Petersburg gebracht worden. Nur in dem stets gefrorenen Boden, der im höchsten Sommert bloß an der Oberfläche aufthauet, konnte sich dieses Nashorn unverwest erhalten. Als es hier unter den Sand begraben wurde, mußte dieser nothwendig aufgethauet, das Klima mithin milder sein, als es jetzt ist.

Fig. 3. Das Flüß- oder Nilpferd. (*Hippopotamus amphibius.*)

Das einzige Thier seines Geschlechts. Dieses plumpen Geschöpf gleicht dem Nashorn ziemlich an Größe, und wiegt ausgewachsen an 3000 Pfund und darüber. Der Kopf ähnelt einem Ochsenkopfe, und das Maul ist vorn ungeheuer breit. Ungeachtet die Eckzähne 6 Zoll hervorstecken, sieht man sie doch nicht, wenn das Thier sein Maul verschließt. Mancher von diesen Zähnen — es sind in jeder Kinnlade zwei — wiegt 6 Pfund. Sie sind so hart, daß sie am Stahle Funken geben, und dienen vollkommen wie Elfenbein, welches sie in mancher Hinsicht noch übertreffen. Mit diesen Waffen durchstoßt das Flüßpferd im Zorne den Boden eines Bootes. Das Maul ist mit vielen Vorsätzen besetzt; die fast undurchdringliche, ungemein dicke Haut aber nur hier und da mit einzelnen Haaren. So wie das Thier hier gemalt ist, sieht es aus, wenn es nass ist; abgetrocknet hat es eine gräne Farbe. An Größe der Körpermasse kommt das Nilpferd dem Elephanten am nächsten. Ein am Vorgebirge der guten Hoffnung erlegtes maß 17 Fuß in der Länge; 7 Fuß in der Höhe und 12 Fuß im Umfange. Zwölf Ochsen brauchte man, um dieses Thier fortzuziehen. Eine Haut macht eine Kamelsladung aus.

Das Nilpferd bewohnt die großen Ströme des Innern von Afrika. Im Nil trifft man es nur in Oberägypten an. Von Natur ist es saust, und thut dem Menschen nichts; reizt man es aber, so geht es wüthend auf den Feind los, wenn es nicht ins Wasser kommen kann. Es läuft, ungeachtet seiner Plumpheit, sehr schnell, und holt in gerader Linie den Menschen ein; allein durch Seitenwendungen entgeht man ihm. Es schwimmt und taucht vorzestlich; auch geht es bequem auf dem Grunde der Flüsse; doch muß es öfters die Nase aus dem Wasser hervorstrecken, um Luft zu schöpfen. In bewohnten Gegenden, wo es durch die Nachstellungen der Menschen schaen gemacht wird, kommt es am Tage nicht leicht aus dem Wasser, sondern geht nur des Nachts ans Ufer, um hier zu grasen; denn es nährt sich, wie das Pferd und Kind. Wenn es in eine Reis- oder Zuckerpflanzung kommt, richtet es durch seinen Träff und durch seine großen Fußstapfen viele Verheerungen an.

Das Nilpferd soll sich im Wasser begatten. Ein Männchen lebt mit mehreren Weibchen; jedes dieser lebteren bringt nur ein Junges, das auf dem Lande geboren, aber im Wasser gesängt wird. — Des feinen Geruchs wegen ist dieses Thier schwer zu fangen und zu erlegen; überdies durchdringen die Kugeln die dicke Haut nicht.

leicht anderswo, als über der Nase. In Afrika genießt man Fleisch und Fett und die Haut dient zu Schilden.

Fig. 4. Die Giraffe. (Giraffa camelopardalis.)

Eigentlich Tschiraffe, sonst auch Kameelparder. Ein schönes und merkwürdiges Thier! Es ist das einzige seines Geschlechts, und hat durch seinen Kopf mit dem Pferde, durch den Hals mit dem Kameele und durch die Zeichnung des Felles mit dem Leoparden Ähnlichkeit. Unter allen auf dem Lande lebenden Thieren ist es das höchste nach dem asiatischen Elephanten. Es misst von der Stirn bis zum Fußboden herab 16 Fuß und 4 Zoll; der Hals allein ist 7 und der ganze Körper von der Nasenspitze bis zur Schwanzspitze 13 Fuß lang. Vorder- und Hinterbeine sind trotz dem Anscheine von gleicher Länge; aber der Vorderfuß ist 16 bis 20 Zoll höher, als die Gruppe, und dadurch erscheint das Thier hinten so niedrig. Auf dem Kopfe stehen zwei, sieben Zoll lange Hörner, die sich von allen Thierhörnern unterscheiden. Sie fallen nicht ab, sind mit der gewöhnlichen Haut umkleidet, mit einem haarigen Wesen bedeckt, und endigen sich oben in einem Quast von kurzen Haaren. Im Nacken sieht eine kurzhaarige, rothbraune Mähne. Das Fell hat eine weißliche Grundfarbe mit schwarzbraunen Flecken, welche bei der Stute ins Röthliche fallen. Der Schwanz gleicht dem Kuhschwanze. Die Hufe sind gespalten.

Nur das meist noch gänzlich unbekannte Innere von Afrika nährt dieses schöne, aber scheue, furchtsame, flüchtige und schnelle Thier. Es fliehet vor seinem Feinde, vertheidigt sich aber, in die Enge getrieben, gegen ihn durch Ausschlagen mit den Hinterbeinen. Falsch ist, daß die Giraffe beim Gehen das Vorder- und Hinterbein auf jeder Seite zugleich aufhebe; sie geht und läuft vielmehr, wie ein Pferd. Sie grast selten, und beugt dabei ein Knie etwas ein. Meistens nährt sie sich von Baumblättern. Die Stute soll 12 Monat trächtig sein und 1 Füllen zur Welt bringen.

In ältern Zeiten brachten die Römer Giraffen nach Italien; jetzt hat Niemand dieses Thier lebendig sangen können. Sein Fleisch und Fett sind wohlschmeckend.

Fig. 5. Das zweibuckelige Kameel oder Trampelthier.
(Camelus bactrianus.)

Man kennt 6 bis 7 Gattungen des Kameelgeschlechts. Zwei davon, das gemeine einbuckelige Kameel oder der Dromedar, und das zweibucklige oder das Trampelthier leben in den wärmeren Ländern der alten, die übrigen in der neuen Welt. Alle zu dem Kameelgeschlechte gehörigen Thiere haben im Oberkiefer keine Vorderzähne; in dem untern aber stehen 6 bis 8 derselben in beträchtlicher Entfernung von den Backenzähnen; Eckzähne haben nur wenige; Hörner hat keine Gattung.

Das zweibucklige Kameel unterscheidet sich von dem gemeinen nicht nur durch die beiden Hörner, da jenes nur einen hat; sondern auch durch seine beträchtliche Größe. Man darf es nicht für eine bloße Abart vom einbuckeligen Kameele halten. Wer an die edle Form des Rosses gewöhnt ist, dem kommt die abenteuerliche Gestalt

dieses Thieres gar sonderbar vor. So wie wir es hier abgebildet sehen, erscheint es in seinem natürlichen Zustande. Die Hörner bestehen aus einer fleischig-fettigen Substanz und also nicht aus Knochen. Sie sind gleich bei der Geburt vorhanden und ungefähr so hart, wie das Kuhunter. In der Lebensart und übrigen Beschränktheit kommt das Trampelthier ganz mit dem Dromedar überein. Es dauert aber in mehr nördlichen Gegenden aus, und ist überhaupt so zärtlich nicht, wie dieses. In den Wäldern zwischen China und Indien ist es noch wild; sonst aber in ganz Mittelasien vom kaspischen See bis China ein Haustier, welches zum Tragen und Reiten in Menge gehalten wird. Noch um den Baikalsee, wo doch so strenge Winter fallen, hält man Herden dieser Thiere. In Arabien sind sie seltner.

Das Trampelthier ist, wie der Dromedar, eigentlich für Sandwüsten und trockne Steppenländer mit salzigen Sumpfen geschaffen. In unserm fetten Lehms und Thonboden kommt es nicht fort. Dort aber ist es das allernützlichste Geschöpf, und macht allein die Durchreisung der ungeheuern Sandwüsten möglich. Die Araber nennen es das Schiff der Wüste, weil es Lasten durch die Sandwüsten trägt, die sonst kaum auf irgend eine Weise durchzubringen wären. Sechs Centner ist die gewöhnliche Last eines gemeinen Kameels; das Trampelthier trägt aber mehr, und 4 bis 5 Meilen ist die gewöhnliche Tagesreise. Trockne stachelige und dornige Kräuter und kleines Strauchwerk der Wüste machen die Nahrung dieses Thieres aus, und Wasser ist sein Getränk. Es nimmt von letzterem eine erstaunliche Menge zu sich, kann dann aber auch 7 bis 8, ja nach Bruce gar 14 bis 16 Tage dürsten. Beinahe eben so lange hält sich das eingeschluckte Wasser in den Magenzellen gut, und es ist nicht selten Rettungsmittel der Reisenden in der Wüste, daß sie ein Kameel schlachten, und ihren Durst mit dem Wasser im Magen stillen. Vermöge seiner feinen Witterung spürt das Thier die Brunnen in der Wüste auf weite Strecken aus. Es ist von Natur sanft, kann aber auch wüthend und gefährlich werden.

In seiner Fortpflanzung gleicht es den übrigen größern Säugetieren. Das Weibchen ist 12 Monat trächtig, und bringt Ein Junges. Die Kameelmilch ist wohlschmeckend und nahrhaft; das Fleisch gleichfalls, und vertritt dort die Stelle des Rindfleisches, besonders geben die Buckel ein leckeres Gericht. Das Haar liefert Stoff zu Seugen, und der Mist dient als Brennmaterial.

Fig. 6. Das Pferd. (Equus caballus.)

Zu dem Pferdegeschlechte gehören überhaupt sechs Thiergattungen, welche alle die Merkmale mit einander gemein haben, daß in ihrem Ober- und Unterkiefer 6 Vorderzähne stehen, und der Huf ein ungetheiltes Ganze ausmacht. — Das edle Ross, wie wir es hier erblicken, war und ist so schön nicht in der Wildheit, sondern ward erst durch Kultur so. Die Zeit, wo man anfing, dieses nutzbar Thier zu zähmen, verliert sich in das graue Alterthum, und ist unbestimbar. Wild, oder wie Einige behaupten, bloß verwildert, wohnt das Pferd noch jetzt in den mongolischen Steppen des mittleren Asiens. Hier sieht man ganze Herden beisammen. Sie sind kleiner, als die gewöhnlichen zahmen Pferde, und mäusefahl. Den Menschen schenken sie so sehr, daß sie beim Grasen Wache aussstellen, die durch Wiedern ein Zeichen zur allgemeinen Flucht gibt. Sie laufen zum Erstaunen schnell, werden aber doch erlegt. — Sind diese Steppenpferde auch wirklich verwildert, so

gehört doch dieses Thier ursprünglich hier zu Hause. Nach Amerika, wo es sich sehr vermehrt hat, ist es erst durch die Europäer gekommen.

Die Art der Fortpflanzung und Ernährung, so wie überhaupt die Behandlung der zahmen Pferde können wir als allgemein bekannt übergehen. Jedermann weiß, daß es eine große Verschiedenheit unter den zahmen Pferden gibt. Mantheilt sie hiernach in Rassen ein. Die arabische ist die edelste. Dort verwendet man die meiste Mühe und Sorgfalt auf die Erziehung dieser Thiere, und hält Auhentafeln, um ihre edelste Abkunft streng beweisen zu können. Man muß aber nicht glauben, daß in jenem Lande alle Pferde von edler Abkunft seyn. Die Pferde der gemeinen Beduinen: Araber sind meist magere elende Klepper. — Unter den europäischen Pferderassen ist die englische der außerordentlichen Schnelligkeit wegen berühmt. Ein englisches Rennpferd, die Eklipse, durchlief bei einem Wettrennen 58 Fuß in einer einzigen Sekunde. — Das das Pferd eins der klügsten und verständigsten Thiere ist, und sich vortrefflich abrichten läßt, weiß Jedermann. Es ist ein Gegenstand des Vergnügens und des Luxus der Reichen und ein nützlicher Gehilfe des Menschen beim Ackerbau, beim Fortschaffen großer Lasten und in andern Fällen. In Mittelasien wird das Pferdefleisch allgemein gegessen und die Haut zu mancherlei Behufe benutzt. Wir essen zwar das Pferdefleisch nicht leicht anders, als in Hungersnoth; aber es wird dennoch nach seinem Tode fast nichts von diesem Thiere weggeworfen.

Fig. 7. Der Zebra. (Equus zebra.)

Der flüchtige Blick lehrt, daß dieses Thier mit keinem so große Ähnlichkeit habe, wie mit dem Esel und Pferde; daher rechnet man es auch zum Pferde-

geschlechte. Es ist so groß, wie ein Maulthier, und zeichnet sich durch die brauen Streifen aus, die am Kopfe und Körper zu beiden Seiten herablaufen. An Schönheit des Felles übertrifft es die meisten Säugethiere. Die Grundfarbe derselben ist bläsigelblich weiß. Die menschenleeren Wüsten Afrika's sind der Aufenthalt des Zebra. Es liebt die Gesellschaft seines Gleichen, und hält sich daher immer truppendweise beisammen; ist sehr schen und flüchtig, und entfernt sich, wenn es nur von weiten einen Menschen erblickt, in die Wälder. Es läuft sehr schnell, und ist, eingefangen, so wild und unbändig, daß man ihn kaum zähmen kann; indes leidet es keinen Zweifel, daß man ihn nach und nach auch wol mögte zum Reiten und ziehen abrichten können.

In seinen Sitten und in der Lebensart kommt der Zebra sehr mit dem Pferde überein. Er grast, wie dieses, wiehert eben so, schlägt hinten aus, und galopirt, wie das Pferd. Für die afrikanischen Wüsteneien scheint er ganz geschaffen zu sein, und man würde, wenn Afrika einst nicht von Europäern besetzt und angebaut werden sollte, gewiß kein anderes Thier mit mehr Vortheil zum Reiten, Lasttragen und ziehen daselbst unterhalten können. Er nimmt mit weit schlechterem Futter vorlieb, als das Pferd. Wegen seiner Scheuheit und Wildheit und des feinen Geruchs ist es äußerst schwer, einen alten Zebra lebendig zu fangen; Junge aber, die noch nicht so schlau und wachsam sind, werden öfters überrascht. Sie lassen sich auch viel eher bändigen, als alte. Die Hottentotten und andere Afrikaner essen das Zebrafleisch gern. In Europa nennen die Kürscher die Zelle Seepferdehäute.

